

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

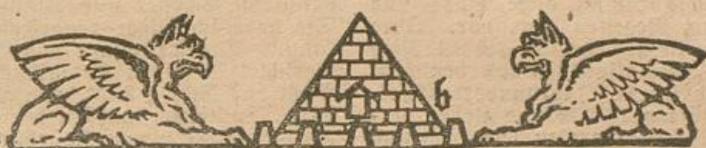
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

20.3.1927 (No. 12)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 12



20. März 1927

## Albert Hausenstein / Sechsalbadische Schlösser bei Karlsruhe.

Zwischen 1260 und 1292, also zur Zeit der Markgrafen Rudolf I., Hermann VII. und Rudolf II. und III., erscheint geschichtlich die am rechten Albufer, oberhalb der Stadt Ettlingen, unweit der heutigen Spinnerei und Weberei auf dem schroffen Vorsprung eines buchenbewachsenen Berges gelegene Burg Fürstencelle, von der heute buchstäblich kein Stein mehr vorhanden und nur der Name allein auf unsere Tage gelangt ist. In den Urkunden aus jenen fernen Tagen werden auch mehrfach „zwei Mühlen bei Fürstencelle“ („duo molendina prope Fürstencelle“) erwähnt. Nach dem Jahre 1292 nennt keine Urkunde, kein sonstiges Schriftstück mehr den stolzen Namen dieses Schlosses, und die Stätte, da einst diese trübige Feste ihre Türme und Zinnen gen Himmel reichte, ist heute dicht umwuchert von Baum und Strauch. Vielleicht befand sich das geheimnisvolle Schloss, dessen Trümmer schon vor hundert Jahren kaum mehr sichtbar waren, vorübergehend im Besitze der Herren von Kospowag, eines Gröbinger Dynastengeschlechts. Trägt doch die Urkunde eines gewissen Heinrich von Kospowag als Ortsbezeichnung ihrer Ausfertigung den Vermerk „zu Vorstencelle“ und stammt aus der Zeit um 1260.

Heute noch weist ein Gewannname „Burgwies“ auf der Gemarkung Muggensturm auf das einstige Vorhandensein einer dortigen Burg hin. „Walter Brudel, ein edel knecht von Muggensturm“ tritt 1334 und 1337 urkundlich auf. Seine Familie, ein obersteinhisches Basallengeschlecht, das im 14. Jahrhundert bereits ausstarb, ist die Eigentümerin des ehemaligen Schlosses gewesen, das seit 1450 als „Burgstadel“, d. h. als zerstörtes oder verlassenes Schloss, bezeichnet wird. Das Schloßchen — denn um ein besonders umfangreiches Gebäude dürfte es sich kaum gehandelt haben — erscheint als „Muggensturm burg und stat“ 1353, als „Muggensturm burg und stat“ 1387, als „buorge zu Muggensturm“ 1389, während 1505 von „Muggensturm burgstadel und stat“ die Rede ist. Von all dieser mittelalterlichen Herrlichkeit ist nichts mehr vorhanden.

Ein aus dem 16. oder 17. Jahrhundert stammender, heute im Generallandesarchiv zu Karlsruhe aufbewahrter Plan zeigt uns rechts der Alb eine sehr ansehnliche Schloßanlage mit zwei Ecktürmen. Es ist das alte, von einem Wassergraben umgebene Schloß Mühlburg. Dicht dabei, etwas alabwärts, befindet sich eine Mühle nebst einigen Häusern. Von Schröck, dem heutigen Leopoldshafen, her zieht sich, zwischen den „Milberger Seen“ hindurch, eine Straße in gerader Richtung auf das Schloß zu, während ein zweiter Weg unterhalb der Mühle durch „die ober hard“ dem „Schibenharter See“ zustrebt. Diese albadische Tiefburg, deren Erbauer nicht mehr feststellbar ist, erscheint schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts und dürfte auf den Ueberresten der dort nachweisbaren römischen Warte errichtet worden sein. Zum ersten Mal hören wir von diesem Fürstentum im Jahre 1248, wo das Schloß „Mülenbere“ in einer alten Lebensurkunde der Markgrafen Rudolf I. und Hermann VI. von Baden vorkommt. Gerade Rudolf I. scheint das Schloß als dauernden Aufenthaltsort stark bevorzugt zu haben, sind doch viele seiner Urkunden und Erlasse daselbst ausgefertigt. So erteilt 1258 der Markgraf auf seinem Schloß Mühlburg dem Kloster Maulbronn Zollfreiheit der Stadt Pforzheim gegenüber. Gerade der Umstand aber, daß dieses Schloß mit Vorliebe von den badischen Markgrafen als Wohnstätt

ausertoren ward, hatte zweifellos auch seine Schattenseiten. Hierdurch hatten nämlich Schloß und Dorf Mühlburg viele Drangsale infolge kriegerischer Heimlichkeiten zu erdulden, was auch in zahlreichen Belagerungen zum Ausdruck kommt. So legt sich 1272 Kaiser Rudolf von Habsburg vor die Feste, 1279 lagern die Soldnerischen Konrads III. von Lichtenberg, des zwanzig Jahre später bei Weidenhausen unweit Freiburg von einem Metzger dieser Stadt erstochenen fehdelustigen Bischofs von Straßburg, vor ihren Mauern, und 1403 fordert König Ruprecht von der Pfalz, umgeben von seinen Reifigen, die Uebergabe des Schlosses. Um die Pfingstzeit des Jahres 1424 umschließen die elsässischen und breisgauischen Heerhaufen unter Ludwig III., Kurfürsten von der Pfalz, Bischof Raban von Speier und dem Grafen von Württemberg das Schloß Bernhards I., „wann der genannt marggrave vil nuwer zölle mahte“. Nach damaligem Brauch hatte aber der Markgraf auch „auf dem Rine ritter und knechte, psaffen und konfulte wider ere und recht“ herab. Zwei der besten Feuerbüchsen, die Straßburg zur Verfügung standen, beschossen das Schloß Mühlburg, „bis das schloß mit einer summe gulden abgelöst wurde“, wie Königshofen mitteilt. Eine andere Quelle, die „Möteker Chronik“, schreibt ergänzend hierzu: „... und stugent sich für Mülenberg, das wasserhus, und schussent und wurffent vast darin. Aber die fromen vesten lute, die von Swaben darinne waren, und auch andere, die wearent sich fromlich und ritterlich und gaben den useren nit vor.“ Ein „Wasserhaus“ nennt der Chronist die Burg, die in der Tat nach einer 1689 angefertigten Skizze Samion Schmalzalters von einem nassen, jedoch nicht durch die Alb gespeisten Graben umgeben gewesen ist. Im Jahre 1525 hallen die Kampftruppen aufständischer Bauernhorden hinauf zu seinen Zinnen. Als aber dieser Sturm abgeschlagen und die Anführer teils gegen Lauterburg, teils gegen Udenheim abgezogen waren, begnügte sich der beliebte Markgraf Philipp I., einige Rädelshäupter verhaften und nach seinen Schlössern Baden und Mühlburg abführen zu lassen, den „boßen“ ließ er nur „ir harnaisch und gewere, den gutten und fromen aber nichts“ abnehmen. Dieser Landesherr erweiterte das in seinen Räumen allmählich wohl etwas mangelhaft gewordene Schloß zu einer stattlichen Burg, die zur Zeit des Markgrafen Georg Friedrich (1604—1622) von diesem Fürsten für so fest gehalten ward, daß er nach seiner Niederlage bei Wimpfen (1622) seine ganze Artillerie daselbst unterbrachte. Völlige Zerstörung brachte dem Schloß indessen das Unglücksjahr 1689. Französische Nordbrenner verbrannten die Burg, die unverteidigt in ihre Hände gefallen war, bis auf die Grundmauern. Einer Sage zufolge sollen ihre Steine, als man um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Trümmer vollends abtrug, beim Bau des Jagdschlosses Karlsruhe 1715 Verwendung gefunden haben. Zur Zeit seiner Vernichtung bestand Schloß Mühlburg, das im 15. bis ins 17. Jahrhundert hinein hauptsächlich als fürstlicher Witwenstift galt, aus einer aus drei Gebäuden bestehenden Haupt- und einer etwas kleineren Vorburg. Kleine, in den Graben vorspringende Rundtürme begünstigten seine Verteidigung. Nachgetragen sei noch, daß im Schloß Mühlburg, das Kaiser Ludwig der Bayer 1335 dem Markgrafen Rudolf IV. verliehen hatte, im Jahre 1453 „an samstag vor sanct Gallen tag“ (13. Oktober) Markgraf Jakob I. von Baden starb. Das ehemalige prächtige Markgrafenschloß ist also

längst nicht mehr. Die Stätte aber, wo es sich dereinst erhoben hat, befindet sich nördlich von dem jetzigen Gasthaus „zum Hirschen“. Einzig und allein einige alte Flurnamen der dortigen Gegend nehmen auf das ehemals so stolze Schloß Bezug. „Schloßbuckel“, „Schloßgärten“ und „Schloßhader“ bewahren die Erinnerung an jene längst verrauschten Zeiten, da Bernhard I. unter schwersten Kämpfen den badischen Territorialstaat schuf.

Eitlichemal erscheint in Kopialbüchern des 15. Jahrhunderts das Schloß Waldeck, das unfern von Bulach zu suchen ist. So bestätigen am 19. Dezember 1431 Hornek von Hornberg der Ältere und der Jüngere, daß Markgraf Jakob I. sie mit dem vierten Teil des Schlosses Waldeck belehnt habe. Im Jahre 1466 verleiht Markgraf Karl von Baden dem Ludwig von Illingen „zu einem rechten mannelehen“ ein Viertel „an dem stoß zu Waldeck“, und 1475, so entnehmen wir dem „Lehen- und Adelsarchiv“, ist „ein tiertheil an Waldeck dem stosse by Bulach gelegen“, dem Markgrafen Karl von Hornek von Hornberg „angestorben und verfallen“. Ueber das Schloß selbst wissen wir überhaupt nichts Näheres. Nur diese dürftigen geschichtlichen Aufzeichnungen zeugen noch von dessen einstigem Vorhandensein.

Im „Topographischen Atlas des Großherzogtums Baden“ (auf Blatt 62) ist zwischen Malsch u. Walprechtsweyer die „Ruine“ eingetragen. Es wäre möglich, daß diese Bezeichnung sich auf das vermutlich an dieser Stelle „ausgegangene“ alte Schloß Waldenfels bezieht. In der Geschichte kommt diese Burg nur zwischen 1309 und 1322 in Urkunden, Regesten usw. vor. Ihre Entstehung, wie auch ihr Ende sind in tiefstes Dunkel gehüllt. Nach Kolb (III, 341) ist Waldenfels ein „ehemaliges Schloß bey dem Flecken Malsch, welches samt Malsch im 14. Jahrhundert Markgraf Friedrich dem Kloster Herrenalb um 1300 Pfund Heller verkaufte.“ Am 25. Juni 1309 machen die Markgrafen Friedrich und Rudolf IV. eine Teilung alles Gutes, das sie von ihrem Vater geerbt hatten. Friedrich erhält dabei die Burg, die Städte Steinbach und Kuppenheim, sowie die Burgen Eberstein, Remchingen und Wildenfels. In dieser Schreibart (nicht Waldenfels) taucht das Schloß in dieser ältesten geschichtlichen Urkunde für sein Vorhandensein auf. 1314 erhält ein gewisser Reinhard von der Neuenburg „das huse ze Waldenwelle“ als Allentheil; 1318 indes kommt die Burg an das Kloster Herrenalb. Mit der urkundlichen Gutheißung dieses Verkaufs an Herrenalb durch Hermann VIII. unterm 25. November 1322 verschwindet somit „das feste Haus

Waldenfels“ aus den Jahrbüchern der Geschichte. Kein Stein erinnert heute mehr an den Ort, da es vor 600 Jahren gestanden hat.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erhob sich das Schloß Rohrburg, von dem es heißt, daß es „by Durmersheim gelegen“ gewesen sei, „mit den graben und matten und uff zehen morgen aders ungeverlich dar zu gehörig“ südlich von Karlsruhe. Es war, wie aus einem Lehenbrief vom 21. Mai 1492 hervorgeht, im Besitz der Herren von Sedendorf. Im Jahre 1657 belehnt Markgraf Wilhelm von Baden einen gewissen Hans Dietrich Bademer mit dem Hause Rohrburg. Diese Familie Bademer, die einen Löwen im Schilde führte, starb im 18. Jahrhundert aus. Schloß Rohrburg selbst aber, das, wie es in den Akten des Jahres 1700 heißt, „demollert“ war, scheint in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges zugrunde gegangen zu sein. Ein anschauliches Bild der Rohrburg im unzerstörten Zustand entwirft eine Schilderung des Hans Dietrich Bademer an seinen markgräflichen Lehnsherrn vom 16. August 1662. In dieser lesen wir: „Das hause Rohrburg mit einem umgebenen wassergraben ligt bey und underhalb dem dorff Durmersheim, welches aber bey dem kriegsweesen ganz abgangen, nidergefallen und einer einbde gleich gesehen. Ich aber habe uff den stoß wider eine neuwe behaukung setzen, selbige under Dach bringen und bin auch noch im werck begriffen, den inwendigen Baue nach und nach ausmachen zu lassen. Für das Andere befindet sich im Vorhoff ein Meyenhäuslein, Scheuer und Stallung, welche ganz hauffällig gewesen. Die habe ich wider reparieren lassen, daß man selbige bewohnen kann.“ Die Trümmer von Rohrburg sind 1794 noch vorhanden. Berichtet doch ein Kopialbuch aus diesem Jahre: „in dem ambt Bühl das Schloß Rohrburg genannt, liegt auff der Hard bey Raftatt“. Sollte sich indessen der eine oder andere Leser über die ehemaligen Herren von Rohrburg, deren Schloß der Zeit zum Opfer gefallen ist, näher unterrichten wollen, dem sei Roth von Schredenssteins Werk „Die Bademer von Rohrburg, eine im 18. Jahrhundert ausgestorbene Familie“ (Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Band XXXVIII, 1885, S. 349–353) bestens empfohlen.

Mit diesen sechs Schloßern, deren historische Umrisse wir im vorstehenden zu geben versuchten, ist indessen die Zahl der altbadischen Herrensitze in unmittelbarer Nähe der Landeshauptstadt Karlsruhe keineswegs erschöpft. In Wirklichkeit ergibt sich eine weit größere Ziffer, da wir nur die bedeutenderen zur Darstellung gebracht haben.

## Paul Clemen / Marc Rosenberg.

Zu seinem fünfzigsten Doktor-Jubiläum.

Am 8. März durfte in der Zurückgezogenheit von Baden-Baden ein Mann sein fünfzigjähriges Doktor-Jubiläum feiern, der in der internationalen Gelehrtenrepublik von heute eine Stellung ganz besonderer Art und eigentlich ohne Parallele einnimmt — Marc Rosenberg, der bis vor einem Jahrzehnt als Professor an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe gewirkt hatte. Man kann ihn nicht den Vertreter eines vorhandenen Typus nennen, er läßt sich nicht einrangieren. Seine Klasse hat der heute im 75. Lebensjahr stehende Gelehrte sich selbst geschaffen. Mit seinem Namen verbindet sich für die Kunstgelehrten sofort der Begriff einer Führerrolle auf dem Gebiet der Geschichte der Goldschmiedekunst und der ganzen Edelmetallkunst, einer Sonderstellung, die in den Ländern der deutschen und englischen Zunge wie der romanischen und slavischen Sprachen gleichermaßen anerkannt ist; darüber hinaus aber ist der Jubilar von heute ein erlebter Kenner der ganzen älteren deutschen Kunst, der auch hier neue Wege gegangen ist, als Sammler (als glücklicher Eigentümer einer der vollständigsten Schmucksammlungen) und als Kunstliebhaber (im eigentlichen Wortsinne) auch wieder eine Erziehung für sich, aber was das beste ist, dieses erstaunliche Wissen und diese Sammelleidenschaft sind eingebettet in eine hohe Kultur, in der die Weisheit des Altertums mit dem Geist der jüngsten Zeit sich berührt, die von Heraklit bis zu Galsworthy führt. Die Wiege dieses Mannes stand auf russischem Boden in Kamienek; in St. Petersburg hat er seine Jugend verlebt. So stand ein glückverheißendes fremdartiges Horoskop über seinem Leben: Merkur, Venus, Neptun, aber auch Saturn. Die ihm mit solcher Leichtigkeit angeflogene Vielsprachigkeit war für ihn der Weg zu den Literaturen der großen europäischen Kulturvölker, der wissenschaftlichen wie der philosophischen, politischen, dichterischen. Solcher Mischung verdankt sein Wesen auch seinen besonderen Zauber, seine Reizbarkeit, wie Lamprocht das nennt, seine nervöse Lebendigkeit, seine herrliche Liebenswürdigkeit. Von der romanischen Kultur stammt die hohe und sublimen Kunst des Pflanders, aus der russischen Umwelt die Neigung, sich zu verschwenden, die auch so sehr verloren gegangene Kunst des Festfeierns, worin feinsten Egoismus und höchste Güte sich begegnen. Und unsichtbar hängt an seinem Handgelenk eine kleine Kosakenpelzhaube mit einem reich verzierten und nivellierten silbernen Medusenkopf als Griff.

Der Vielwiffer und Sammler hat es in seiner Bescheidenheit nie Wort haben wollen, daß man ihn als großen Gelehrten pries, er wollte nur ein Mann der Mosaik-Arbeit sein. Aber hat seine Dissertation, die er heute vor einem halben Jahrhundert erreichte und die dem Hochaltar von Alt-Breisach galt, nicht damals in einer Zeit, die solche Einzeluntersuchungen noch gar

nicht kannte, als erste den Weg zu solch eindringlicher Sonderkritik der großen Werte der deutschen Holzplastik gewiesen, hat er nicht in seinem Quellenbuch zur Geschichte des Heidelberger Schlosses, das er fünf Jahre später publizierte, auch für die Ausnutzung der literarischen Urkunden der Architekturgegeschichte ein methodisches Paradigma aufgestellt? Daß der junge Kunsthistoriker, der als Kaufmann und Bankier angefangen hatte, sich voll glühenden Eifers auf die Welt der Edelmetallkunst warf, hing damit zusammen, daß er nach einem Kunstgebiet suchte, das ihm die Möglichkeit gab, die Objekte seiner Liebe mit naturwissenschaftlich geschärftem Auge von allen Seiten zu umfassen, sie „in die Hand nehmen zu können“, was die höchste und feinste Wollust des Sammlers darstellt. Die ganze Welt kennt seine „Goldschmiede-Merkzeichen“, die 1890 in erster Auflage erschienen, einen dicken Band, unentbehrlich und in allen Ländern geschätzt und benutzt — die dritte, reich illustrierte Auflage, an der der unermüdete heute noch schafft, ist auf fünf Bände angewachsen. Aus der Welt der öffentlichen, staatlichen, fürstlichen, städtischen Museen, der Archäologischen, der Privatsammlungen sind alle künstlerisch wichtigen Stücke zusammengetragen und nach den Meisterzeichen gesondert und bestimmt, das ganze Material dann alphabetisch nach Städten gruppiert. Es gehört eine souveräne Uebersicht über dies ganze Gebiet dazu, zuletzt die höchste Kunst des Redakteurs: die Kunst des Weglassens. Aus diesen Arbeiten ist dann das zweite Hauptwerk (neben vielen anderen Veröffentlichungen auf vielen Gebieten) herausgewachsen, 1908 von dem Fünfundfünfziger begonnen, die „Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage“, von der bis heute fünf Bände vorliegen. Es ist das Schlussergebnis einer groß angelegten Lebensarbeit, das in einer ganz neuen, höchst anschaulichen, vorbildlichen Weise hier vorgelegt wird, die nun wieder schulbildend für eine ganze Reihe kunstgeschichtlicher und archäologischer Arbeiten geworden ist.

In der Art der Vorbereitung seiner Bücher ist dieser Gelehrte vielleicht ein Unikum. Seine Collectaneen und Materialsammlungen, eigens angefertigte Photographien von den Details aller wichtigen Goldschmiedewerke, Auszüge, Druckbogen aus allen Literaturen — das ist etwas, was jüngeren Gelehrten ganz märchenhaft erscheinen muß. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man hierin den Rohstoff für ein gutes halbes Hundert Bücher sieht — seine ungelegten Eier, wie der Herr des Hauses sie selbst mit etwas elegischem Tonfall zu nennen pflegt. Diese bewundernswerten, riesige Fachbibliothek mit den Materialien, die in ungezählte Fassis geordnet sind, von einem Geist strenger Ordnung diszipliniert, das ist ein Forschungsinstitut für sich, und diese wissenschaftliche Sammlung ist vielleicht die wichtigste Schöpfung dieses großen

Organisators der Arbeit. Möchte er auch den Weg finden, das Institut, das ihn überleben soll, dauernd fruchtbar zu machen. Denn zuletzt ist von höherer Lebendigkeit als das Werk die Art, wie eine Persönlichkeit sich schaffend auswirkt. Mit einer freigebigen Liberalität hat der Meister immer von seinen Schätzen mitgeteilt, erst in Karlsruhe, dann auf dem Landsitz in Schapbach, jetzt in Baden-Baden, wo noch längst das kunsthistorische Institut der Universität Bonn bei ihm zu Gaste war, um von ihm zu lernen. Wer den ritterlichen, schlanken Fünfund-

siebenziger mit dem ewig jungen Herzen in der letzten Karnevalsnacht gesehen hat, der weiß, daß das Alter ihm wahrlich kein kaltes Fieber im Frost von grillenhafter Not ist. Ein Mann, der in schweren Kämpfen die bösen und feindlichen Kräfte seiner Bahn in sich überwunden hat, der darf von sich zum Schluß Goethes schönes Wort bekennen: Am Ende des Lebens gehen dem gefassten Geist bisher undenkbar Gedanken auf; sie sind wie seltsame Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.

## Otto Michaeli / Die Rettung des Fidelio.

(Wilhelmine Schröder-Devrient erzählt.)

Sie brachten mir Beethovens bitteres Wort,  
Die falschen Freunde, wie der Teufel uns  
Die Steine auf den Weg streut, selbst am Fest  
Der Liebe uns den Christbaum zu verbittern,  
Aus frommem Herzensheine töcklich grinst. —  
Hatt' ich mich nicht gefreut wie auf Weihnachten?  
Ja, freilich, sein Fidelio war's, sein Löwe.  
Kann ich dafür, daß einst das Stück mißfiel  
Und jahrelang nun tot im Kasten lag?  
In Sieg und Leben soll jetzt ich's erwecken.  
Was grüllt er mir, der einsame Titan?  
Dies sei sein Wort gewesen (ich will's glauben):  
„Wie mögt ihr solchem armen, jungen Ding,  
Halb Kind, die Rolle geben!“ Born durchfuhr mich.  
Ja, ich bin arm und jung, kaum achtzehnjährig,  
Nichts als der großen Schröder kleine Tochter,  
Doch stark und stolz und schön. — Und Jugend siegt. —  
Gelernt mein Stück. Die Proben all' vollendet.  
Der große Abend kommt. Ich bin berufen,  
Fidelio aus Nacht ans Licht zu ziehen.  
Schon hör' ich vor das Haus die Klitschen rasseln.  
Im kurzen Wams als Spanier steh' ich da.  
Mir klingt der Mutter freundlich Wort ins Ohr:  
„Du bist entzückend, Kleine; Gott mit Dir!“  
Und endlich, endlich steh' ich auf der Bühne,  
Sah nicht die gaffende, gepukte Menge,  
Sah ihn nur, ihn, dem man die Macht entwunden,  
Sein Werk zu leiten mit selbsteigner Hand.  
Noch denk' ich seines Wakens bei den Proben,  
Wo er als tollen Genius sich bewiesen,  
Halb Gott, halb Narr, nachlässig, wirren Haars,  
Entzückten Blicks, bald unterm Pult verschwand,  
Wenn das piano ihm nicht zart genug,  
Bald, forte heischend, fast den Luftsprung wagte.  
Ach! seine Taubheit raubt' ihm alle Gabe,  
Der Instrumente Einklang zu erzwingen,  
Und schonend, bittend nahm man ihm die Leitung. —  
Netzt, hochgezogen seinen grauen Mantel  
Uns Herrscherhaupt, sah tief im Dunkel er,  
Aus dem gespenstig seine Augen glühten,  
Dampfbrütend hinter dem Kapellenmeister,  
Sah Er, mir Alles, meines Lofes Lenter,  
Mir fürchtbar dort, Gott, Welt, Gericht, Beethoven. —  
Da fuhr ein Stolz in mich und eine Kraft.  
Mein junger Mut schwoll mächtig himmelan  
Und wuchs und wuchs, und so, Fidelio ich,  
War meiner Rolle sicher, froh des Spiels.  
Der erste Akt war siegreich schon geendet,  
Und mich umfängt des Kerkers finstres Grau'n.  
Da, welch ein Schrecken fährt mir durchs Gebein!  
Zumitten all' des bunten Tönebaus

Fällt feindlich-grausam mich ein Zweifel an,  
Ob ich mir nicht zu Hohes zugetraut,  
Ob ich das Stück zu Ende zwingen werde.  
In dieser jähen, ungeheuren Angst  
Versinkt die Welt, versinkt Beethoven mir.  
Wie ein Ertrinkender kam ich mir vor,  
Nicht meiner Rolle, nur mein selbst gedenk.  
Und wie dem Sterbenden in letzter Stunde  
Sein Leben blitzgleich wohl vorüberzieht,  
Stieg in dem kurzen Wechsel von Sekunden  
Mir meiner frühen Jugend Traum herauf.  
Ich seh' mich wieder in des Birnbaums Wipfel  
Beim Mondenschein, den Vöglein gleich, mich wiegen.  
Den milden Vater hör' ich schmeichelnd rufen  
Herauf zu mir: „Lieb Mädchen, komm herab!“  
Die Mutter steht wie ehemals vor mir,  
Die, wenn mein Spiel mißfiel, mit Schlägen drohte,  
Wenn's glückte, eine Puppe mir versprach.  
Ich bin nicht mehr Beethovens Leonore.  
Sprich du zu mir, ich sei's — ich bin es nicht,  
Bin nur die kleine Wilhelmine Schröder.  
Und so, im Traum nur den Fidelio spielend,  
Bekam ich das Gefühl, laut aufzuschreien:  
„Nicht Schläge! Gib die Puppe mir, die Puppe!“  
Schon droht der Dolch mir. Das Orchester schweigt.  
Hellgellend tönt mein Schrei: „Töt' erst sein Weib!“  
Das Terzerol streck' ich dem Schuft entgegen,  
Blitz' ihn mit blauen Augen mächtig an.  
Nur immer noch die Furcht: laut ausschrei'n müssen,  
Das Stück und mich verloren dann zu sein!  
Hör'! Die Trompeten schallen, Rettung winkt.  
Doch meine Kraft versagt, die Knie wanken,  
Und todesmatt vom ungeheuren Kampf  
Am ganzen Körper zitternd, schrei' ich auf,  
Schrei' laut ich auf wie ein verwundet Wild,  
Fidelio's Schrei, den Schrei der Todesangst. — —  
Doch wars zum Glück: Fidelio war gerettet.  
Im Arm des Vaters lag ich selig bang.  
Als bald verriet der Hörer Beifallssturm,  
Nicht enden wollend, jubelnd, donnergleich,  
Beethovens und Leonorens Doppelsieg.  
Und alle Angst ward höchste Seligkeit,  
Als nach dem Spiel der Meister zu mir trat,  
Aus sonst so finstern Augen mild mir lächelnd,  
Mit frohem Dank für den „Fidelio“  
Mir freundlich auf die heiße Wange klopfte  
(O, keines Liebsten Kuß kann süßer schmecken!)  
Und eine neue Oper mir versprach.  
Des Nachts im Bette, lange schlaflos liegend,  
Gedacht' ich lange noch in wachem Traume  
An dieses Abends Schmerz und Seligkeit.

## Karl Förger / Ein Beethoven-Konzert.

„Ergebenheit, innigste Ergebenheit in dein  
Schicksal, — du darfst nicht Mensch sein, für  
dich nicht, nur für andere, für dich gibts kein  
Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst.  
O Gott, gib mir die Kraft mich zu besiegen,  
mich darf ja nichts mehr an das Leben fesseln!“  
Beethovens Tagebuch 1812.

In der letzten Woche des April 1824 gab eine Nachricht auf musikalischem Gebiete den Gesellschaftskreisen Wiens Anlaß zu allgemeiner geschäftiger Aufregung. Diese Unruhe war wohl zu begreifen, hatte doch Beethoven nach mehr denn zweijähriger Pause ein Abendkonzert unter eigener Leitung angekündigt. Längst war man des leeren Schmelzens eines Rossini, der in letzter Zeit die Bühnen vollständig für sich in Anspruch nahm, überdrüssig geworden.

„Rossini scheint ausgeschöpft, nunmehr sucht er mangelnde Erfindungsgabe durch süßliches Getändel zu ersetzen. Ich denke, wir sollten uns seinetwegen nicht länger bemühen“, hatte nach einem italienischen Komponistenabend Fürst von Sickingen zu seiner Umgebung bemerkt und mit dieser Feststellung nahezu allgemeine Zustimmung gefunden.

Ein Sehnen nach den Glanztagen deutscher Musik unter Haydn und Mozart erwachte, und die Zeit für Beethovens Wiederauftreten reifte heran. In allen Salons des damaligen Musikmittelpunktes bildete deshalb schon Tage vorher das ausgearbeitete Abendkonzert den eifrig gepflegten Gesprächsstoff. Allerlei Mutmaßungen wurden laut, sowohl über Art und Wirkung der neuen Werke, sollte doch diesmal die eben vollendete Missa solemnis als neueste Schöpfung gegeben werden, als auch über das Leben des stets mehr leidenden Künstlers selbst, der damals schon völlig taub war und eben dieses Leidens wegen jede Gejell-

schaft ängstlich mied. So konnte sich ein Duntgewirre verhüllend um seine Person legen, das in der Folge zu vielen unsicheren Legendens und Anschauungen führte. Besonders brachte man die kürzlich erfolgte Ankunft der noch immer jugendlichen Gräfin Giulietta von Gallenberg in nahe Beziehungen zu dem angesagten Konzerte, was zu mancherlei Bemerkungen, nicht immer feinsten Weise, Grund bot. Ward doch einst der anmutigen achtzehnjährigen Giulietta Guiccardi die Handschrift der Cis-moll-Sonate von dem Meister verehrungsvoll gewidmet.

Führten schon diese ferner stehenden Ereignisse zu solchen Betrachtungen, war es dennoch mehr die geheimnisvolle Persönlichkeit Beethovens selbst, welche den müßigen Pflauderer auf das läppigste Feld der Vermutungen und Behauptungen leitete. Beethoven lebte tief in seinen Tondichtungen, die bisweilen gleich einem drückenden Banne auf seinem Geiste lasteten. Der kraftvolle Kün-der höheren Lebens, dem aus dem Heulen des Herbsturmes, dem Donnern des Wildbaches wie aus dem Murren der Waldquelle endlos Melodien quollen, war vollkommen bestimmt durch seine Arbeit. Ihn trieben die Akkorde, welche schütternd aus seinem Innern hochbrausten und nach Verknüpfung strebend durchein-ander schlugen, zu einer verzehrenden und den Körper vernichten-den Hast. Ständig blieb er angefüllt von gewaltigen Plänen, die noch während der Ausarbeitung von anderen, neuen überhöht wurden, so daß er nur mit Aufbietung aller Willenskraft den Kampf gegen seine Ideen bestehen und das einmal Vorgenom-mene zu Ende führen konnte.

Dergestalt wurde seine Arbeit für ihn ein aufreibendes, un-befriedigendes Schaffen, das ihn nie zur Ruhe kommen ließ. Und bei der Aufopferung seines Lebens und seiner Körperkraft im Dienste seiner Schöpfungen hatte er sich auch den Keim geholt zu dem stets stärker um sich greifenden Schwinden des Gehörsinns, das im vollstündiger Erlaubung endete. In einem gewitter-schwülen Julinachmittag des Jahres 1796 erlitt der Meister, von neuen Gestaltungen getrieben und begierig sie niederzuschreiben, durch die dumpfen Straßen nach Hause. Dort blieben Thür und Fenster weit geöffnet, indes er am Schreibtische arbeitete.

Flüchtige Sonnenkringel huschten über den Boden. Dann zog eine Wolke dunkel herauf. Es wurde kühler, die Lamen-wipfel des entfernten Forstes bogen sich auf und nieder, auf der Straße wirbelten hohe Staubwälle gegen die Häuserwände und jählings knallte die Türe ins Schloß. Der einsame Schaffer am Schreibtische blieb von dem Anruf unberührt.

Donnerschläge trachten näher, Blitze zuckten um das Schwarz-spanierhaus, Beethoven schrieb achlos seine Zeilen. Durch das Fenster peitschte prasselnd der Regen und eine breite Lache ergoß sich über die Dielen. Allmählich setzte stoffinere Nacht ein.

Am folgenden Morgen konnte Beethoven das Lager nicht ver-lassen. Eine schwere Erkältung hielt ihn tagelang im Fieber. Als er sich endlich erhob, war er taub geworden.

Die herbsten Jahre des Meisters begannen. Der Sachwalter im Reiche der Töne vermochte künftig nicht einen von ihnen zu erfassen. Unter diesem Leiden empfand er sein Geschick so hart, daß er oft bei dem Gespräche anderer laut aufstöhnte und davon-stürzte. Daher zog er sich alsbald aus jeder Gesellschaft zurück, da er das läbliche Mitleid seiner Umgebung verachtete.

Zur Körpernot gesellte sich die fortdauernd ungünstige Ver-mögenslage, die ihm das Notwendigste verweigerte und sich hem-mend ihm entgegenstob. Es war ihm nie gelungen, durch seine Arbeiten die Volkstümlichkeit eines Mozart zu erwerben. Seltsame Töne ließ die Leute bei seinen Wanderungen schweigend zur Seite treten. Auch hatte er am kaiserlichen Hofe, wo man ihn stets ablehnte, nie besondere Gunst erworben, so daß von dorther jede Unterstützung für ihn ausblieb. Seine Geldnot war bisweilen so groß, daß er die notwendigen Besuche in einem zerfallenen, ab-gegangenen Rocke erledigen mußte, oder selbst gezwungen war, ein angesagtes Konzert zu streichen, weil ihm der entsprechende Anzug mangelte.

Stand dergestalt seine Arbeit ihm als finstere Nacht gegen-über, so war es dennoch wieder diese Arbeit, welche ihn aufrecht hielt, trotz aller Hindernisse und Ermüdungen, und ihn die Welt mit ihrer Not und Sorge vergessen ließ. Noch schien dem Meister das bisher Hervorgebrachte als bescheidener Anfang einer Schöp-fung, dem die Vollendung folgen müsse. Was bis damals gelungen war, galt nur als Vorwerk und Wegbereitung einer Folge musikalischer Erscheinungen, die noch angefaßt durch sein Inneres brandeten. Dermaßen richtete sich in ihm das strenge Gesetz auf, daß er leben müsse, nicht seiner Person wegen, sondern für sein Werk. Und ängstlich vermied er, je daran zu denken, daß der Tod solches Schaffen mit einem Schlage abbrechen könne.

Seit September 1822 lagen die *Missa solennis* und die *Neunte Symphonie* in Bearbeitung. Endlich war es den besten Freunden gelungen, den Meister zur Aufführung zu überreden. Es hatte dazu wahrlich aller Kunst und Ränke bedurft, mochte doch Beethoven noch immer das düstere Bild der letzten Fidelio-Aufführung vor Augen schweben, als er trotz völliger Erlaubung versucht hatte, selbst das Werk zu leiten. Schon der Schluss des ersten Aufzuges fiel jählings auseinander, der Meister taktierte nur noch nach der Partitur und vernahm von dem Orchester, in

dessen Mitte er saß, keinen Laut. Niemand hatte damals gewagt, ihm den Zusammenbruch der Aufführung mitzuteilen. Erst da er sein Mißgeschick aus den Augen der Zuhörer las, schlenkerte er den Taktstock gegen das Pult und verließ das Haus.

Monate voll Enttäuschungen folgten. Nach dem unheil-schweren Ausgange der Fidelio-Aufführung ließ Esterhazy eigens einen berühmten italienischen Quacksalber zur Behandlung Beet-hovens kommen. Wie eine Burg mußte der Wunderarzt Beet-hoven umlagern, ehe er vorge lassen wurde. Dann setzte die Kur ein, welche für den Meister oft unaußersichtliche Schmerzen herbe-brachte.

Der Frühling erschien mit Blumen, Blüten und Hoffnungen. Die Wiener atmeten auf und durchwandelten wieder an den Nach-mittagen die so lange verschneit gewesenen Stadtmauerwege. Schwalben u. Stare kehrten aus dem Süden, umgestelten grüßend den Stephansdom und schmetterten helle Wiedersehenstriller.

Schwalben und Stare umflatterten auch das Schwarzspanier-haus, Frühling und Sonne drangen durch die Fenster, wärmten den sinnenden Meister am Flügel und umzogen ihn mit erstem Blütenduft. Seine Hände griffen leichter in die Tasten, und die schwingenden Saiten jubelten:

„Freude, schöner Götterfunken!“

Doch vergebens fornte Beethoven dieses Hoffungslied. Un-verrichteter Sache reiste nach Monaten der geheimnisreiche Süd-länder ab. Nacht und Schatten fielen tiefer über das Schwarz-spanierhaus, Beethoven ward einsamer denn je.

Der 7. Mai, auf den sein Konzert angekündigt war, brach her-ein als trüber, regendüsterer Spätfrühlingstag. Schwarze Wolken-ballen lagerten auf den Dächern Wiens, und senkten ihr Nebel-geslecht nieder in die engen Straßen. Schon zwei Stunden vor Beginn der Aufführung fuhren in dichter Reihenfolge die Wagen der Fürstlichkeiten am Portale des Burgtheaters vor, während zu gleicher Zeit Zuhörerischen dorthin drängten.

In dem Parterre ergingen sich die führenden Persönlichkeiten unter eifrigen Gesprächen. Die kaiserliche Hofloge war, wie man nicht anders erwartete, auch heute fast leer geblieben. Als Grund führte man die Abwesenheit des Kaisers an. Die Logen der Fürst-lichkeiten waren hingegen voll besetzt. Neben der Schar der Staatswürdenträger trafen sich hier die edelsten Gönner der Künste wie Fürst Esterhazy, Fürst Lobkowitz, Graf Bruiswick, Graf Erdödy, Rasumowsky, der russische Gesandte Graf Browne, nach dem Ausspruche Beethovens „le premier Mécène de sa Muse“.

Zugleich bewegte sich in den Gängen eine Menge von Leuten, die zum Teile die übertriebensten Preise für ihre Plätze gegeben hatten, um letzten Endes noch einen zu erhalten.

Kaum war Beethoven eingetreten, als sich ein Jubel der Be-geisterung von den Logen her erhob, wie er nur in den Tagen eines Mozart erlebt worden war. Nach einem kurzen Klopfen mit dem Taktstocke sank erwartungsvolle Stille über den Raum. Zu Seiten des Meisters brannten zwei offene Flammen, während der übrige Teil des Hauses in schwerem Dunkel lag.

In dieses Schweigen ergossen sich die ersten Akkorde der *Missa solennis*. Aus menschenfernen Tiefen quollen die Töne, schwellen an, wogten und wallten entlang den Wänden. In Tonwellen zitterten die Räume und ihre Enge weitete sich un-bemerkt. Fuge brauste über Fuge, sich überströmend und wieder zu mächtigem Aufstreben vereineud. Die Wände wichen zurück, die Instrumente rissen ihre Spieler im Wirbel der Verzückung fort, höher und höher schwang sich der Chor:

„Et vitam venturi!“

Vom Parterre bis zur Empore war nicht das geringste Regen zu vernehmen. Kaum daß geatmet wurde, und manche Hand, sonst des Betens ungewohnt, faltete sich in unwillkürlicher Ergriffenheit.

Die Tonwellen verebten. Weich hingelegt fügten sich die Klänge zusammen, trennten sich und schlangen wieder verzerrt ineinander. Wie fromme Gratsbotschaft sank die Spende all-bejeligender Hilfe hernieder:

„Benedictus, qui venit!“

Da hörte man von einer der Logen dumpfes Aufschlagen. Ein weißes Batisttuch flatterte blühend durch den Saal. Gleich darauf entstand in der Loge des Fürsten Windisch-Gräß eine gedrängte Bewegung. Am Hauptportale fuhr rasch ein Wagen vor, in den man die ohnmächtige Gräfin Giulietta von Gallenberg brachte. Der Wagenschlag wurde geschlossen und das Gefährt rorkte in die dunstige Mainacht hinein.

Mit laugen Schritten trat nach Beendigung der Aufführung Beethoven durch das gleiche Portal, durch welches man wenige Augenblicke zuvor seine ohnmächtige Jugendgeliebte getragen hatte. Er sah die Menge der Gaffer nicht, die sich schon zur Seite drückte.

Ueber die Ringmauern segte ein kalter Ostwind. Dort stellte sich der Meister auf und starrte lange in das Gewoge der Buchen-kronen, die sich unter ihm rauschend und krachend im Sturme bogen.

Dann kehrte er allein in das einsame Schwarzspanierhaus zurück.